

Monatsbericht Mai 2006

No. 5 / 2006

Vertriebene kehren nach fast 10 Jahren an den Curvaradó – Fluss zurück

Von Germán Linares und Stephan Suhner

1997 wurden im Rahmen grosser Militäroperationen Hunderte von Afrokolumbianer aus dem Flussbecken des Curvaradó vertrieben. Gut neun Jahre später kehren die ersten Familien mit nationaler und internationaler Begleitung zurück. Sie finden ihre Siedlungen zerstört, den Wald gerodet und alles in eine grüne Palmen – Wüste verwandelt. Germán Linares und Stephan Suhner haben die Rückkehrer vom 8. bis 10. April 2006 begleitet.

Gut 20 internationale Beobachter und Vertreter von Menschenrechtsorganisationen aus Bogotá begaben sich am 8. April 2006 per Flugzeug nach Urabá, um mit einem Bus nach Belén de Bajirá, einem kleinen Dorf zwischen Antioquia und dem Departement Chocó, zu gelangen. Gegen Mittag kamen wir im Dorf an und wurden beim Haus des Patriarchen Enrique Petro von den afrokolumbianischen Rückkehrern herzlich empfangen.



Don Enrique ist Bauer und lebt seit Jahrzehnten in der Region. Mit seiner Arbeit hat er dem Urwald eine 150 Hektaren grosse Finca abgerungen, die er nun weitgehend an die Paramilitärs verloren hat. Durch einen langen juristischen Kampf ist es Don Enrique gelungen, von den 150 Hektaren 30 zu retten, 90 Hektaren wurden schon illegal mit Ölpalmen bepflanzt. Durch seinen ausserordentlichen Mut, die öffentlichen Anklagen und seinen Kampf für die Rechte der Bauern und Afrokolumbianer wurde Don Enrique zu einer wichtigen Figur in der

Region. Als wichtiger Zeuge im Prozess gegen die Ermordung von Orlando Valencia, einem afrokolumbianischen Gemeindeführer, genießt er Schutzmassnahmen des Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshofes. Auf seiner Finca stellte er fünf Hektaren Land zur Verfügung, damit die Rückkehrer dort eine humanitäre Ansiedlung errichten können, bis es die Sicherheitslage erlaubt, auf ihr eigenes Land zurückzukehren.

Nach dem Mittagessen führten wir eine Schweigemarsch zum Friedhof und durch das Dorf durch, dem Weg folgend, den die Paramilitärs mit Orlando Valencia für dessen Ermordung einschlugen. Von der Mehrheit der Dorfbewohner wurden wir skeptisch beobachtet, die - im Moment unsichtbare - Macht der Paramilitärs war förmlich spürbar. Am Ende des Dorfes warteten die Busse auf uns, mit denen wir beabsichtigten, zur Finca von Don Enrique Petro zu gelangen. Die Fahrt sollte eine gute Stunde dauern. Doch es kam alles anders.

Palmunternehmen setzen ihre Provokation fort

Nach einer guten Halben Stunde Fahrt gelangten wir beim Weiler Brisas zum Fluss Río Sucio, den wir gemäss Absprache mit den zuständigen Regierungsstellen auf der Fähre der Palmenunternehmen zu überqueren gedachten. Beim Fluss angekommen lag die Fähre angetäut auf der anderen Flussseite, und wir wurden informiert, dass sie wegen eines Defekts bis abends 18 Uhr ausser Betrieb sei.



Leute vor Ort erzählten uns jedoch, dass noch eine halbe Stunde vorher ein blauer Toyota – Geländewagen mit bekannten Paramilitärs und Gewehren beladen auf der Fähre den Fluss überquerte. Allen war sofort klar, dass die Fähre nicht kaputt war, sondern dass es sich um eine Provokation handelte. Die Vertreter der Defensoría (staatliche Menschenrechts-behörde), welche die Rückkehr begleiteten, telefonierten umgehend nach Bogotá, um zu veranlassen, dass die Fähre den Betrieb wieder aufnimmt. Auch Vertreter der Internationalen Friedensbrigaden PBI sowie von verschiedenen NGOs setzten ihre Kontakte in Bewegung, um die Überfahrt zu erwirken. Doch aller vorgängigen Versprechen der Regierung und aller Telefonanrufe zum Trotz blieb die Fähre, wo sie war, auch um 18 Uhr.

So blieb uns um 18 Uhr nichts anderes übrig, als nach einem kurzen Gedenkmoment unverrichteter Dinge nach Belén de Bajirá zurückzukehren. Was mich am meisten beeindruckte war die Ruhe und Würde, die die Rückkehrer ausstrahlten, obwohl sie einmal mehr betrogen wurden, obwohl sie fast in Sichtweite ihrer ersehnten Erde unverrichteter Dinge umkehren mussten. In Belén de Bajirá versammelten wir uns in der presbyterianischen

Kirche, um die Situation zu analysieren und das Vorgehen für den nächsten Tag zu beschliessen. Schnell wurde klar, dass wir uns nicht nochmals der Willkür der Palmenunternehmer aussetzen wollen. Gespräche mit der Defensoria und der Armee ergaben aber, dass die andere Route über Mutatá und Pavarandó gefährlicher sei, da die Strasse sehr nahe an einem Besammlungsort der Paramilitärs des Bloque Elmer Cárdenas vorbeiführe. Nach reiflicher Überlegung war die Mehrheit der Rückkehrer aber dafür, am Sonntag Morgen früh diese Variante zu wählen. Gegen 23 Uhr zogen wir uns müde ins Hotel zurück, um ein paar Stunden auszuruhen. Die Situation im Dorf war eigenartig, ja ungemütlich. Auf Schritt und Tritt folgten uns ein paar Polizisten, an jeder Ecke wurden wir von Leuten gefragt, was wir morgen zu tun gedenken, wann wir aufbrechen und welche Route wir wählen würden. Das Dorf schien nur aus Spitzeln zu bestehen! Es war für mich der unangenehmste Teil der ganzen Reise.

Fahrt ins Ungewisse

Eigentlich war ja geplant, morgens um 6 Uhr loszufahren. Aber das Wetter machte uns einen Strich durch die Rechnung, es goss seit Stunden wie aus Kübeln, die Strassen des Dorfes waren überflutet. So fuhren wir erst nach 8 Uhr los, kehrten auf die Überlandstrasse Turbo – Medellín zurück, um dann die Schotterpiste nach Pavarandó zu nehmen. Angesichts der Ungewissheit, was uns auf der Fahrt erwarten würde, waren alle Reisenden etwas angespannt, während Urwaldreste und kleine Fincas an uns vorbei zogen. Dann plötzlich in Pavarandó stoppte die Fahrzeugkolonne, und durch die beschlagene Scheibe sahen wir mehrere Paramilitärs in Uniform und schwer bewaffnet, und eine Person in Zivil, die Fragen stellte. Dank der Präsenz der Defensoría konnten wir nach etwa zehn Minuten weiterfahren, der erste Schreck war vorbei. Wenig später kamen wir im Reich der Palmenpflanzer an. Bienvenido en Palmilandia! Grosse Schilder machten darauf aufmerksam, dass dies Privatbesitz des Unternehmens Urapalma sei. Links und rechts der Strasse Ölpalmen in Reih und Glied, soweit das Auge reicht. Eine grüne Wüste. Kurz darauf passierten wir den Weiler Llanorico, und etwa eine Stunde Fahrt später kamen wir bei der Finca von Don Enrique an. Auf der Fahrt durch die Plantagen waren alle paar Hundert Meter ein paar Soldaten stationiert, um die Pflanzungen zu bewachen. Die Koexistenz von Armee und Paramilitärs scheint weiterhin gut zu funktionieren. Wenige Gehminuten von der Finca entfernt hatte die Armee einen „Gesundheitsposten“ errichtet, angeblich zur Betreuung der Rückkehrer. Ein Soldat filmte die Rückkehrer, versteckt hinter einem Tarnnetz.

Zu einem Haus auf der Finca, wo wir die Nacht verbringen sollten, waren es etwa 10 Minuten zu Fuss. Kaum hatten wir das Gepäck herangeschleppt, begannen alle zu arbeiten. Einige holten Wasser, andere begannen zu kochen, wieder andere begannen, *cambuches* für die Nacht zu bauen, während wir Begleiter unsere Zelte aufstellten. In etwa 500 Meter Entfernung waren die Palmenplantagen zu sehen, wo auf fünf Hektaren noch heute mit dem Bau der humanitären Ansiedlung begonnen werden sollte.

Befreiung des Territoriums von der Palme

Nach dem Mittagessen begaben wir uns dann alle zur Plantage. Zuerst wurde der mitgebrachte Schriftzug „Zona Humanitaria del Curvaradó“ angebracht, dann begannen die Männer, mit den Macheten die Palmen und das Unkraut zu roden, um Platz für die Hütten und die Pflanzungen zu machen.

Auf Grund des hohen Unkrautes kamen wir zum Schluss, dass die Plantage in Erwartung der Rückkehr und des ausgeübten Drucks wohl aufgegeben worden war. Nichts desto trotz musste die Rodung der Palme für die „Unternehmer“ eine Provokation und Bedrohung darstellen. Nach wenigen Minuten war die erste Palme nicht nur gefällt, sondern auch ihr Wurzelstock ausgegraben. Die Pflanzung war noch relativ jung, der Boden hatte glücklicherweise noch kaum Schaden gelitten. Nach knapp zwei Stunden waren über 30 Palmen gerodet, zufrieden kehrten die Rückkehrer zum Haus zurück. Ein Anfang für ihr neues Lebensprojekt war gemacht.

Einige von uns begaben sich dann noch zum ehemaligen Weiler Andalucia, etwa 2 km entfernt. Viel ist vom Dorf nicht mehr zu erkennen, nur noch einige Grundmauern und die leerstehende Schule. Eine Woche zu vor wurde die Holzkirche zerstört. Mit uns waren Leute, die vor bald zehn Jahren aus Andalucía vertrieben wurde, die uns und ihren Kindern nun zeigten, wo ihr Haus stand, oder die erzählten, wie sie mit den Kindern am Arm vor dem Bombenhagel in den Wald flüchteten. Die Trauer und eine gewisse Ohnmacht stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Das ganze ehemalige Dorf ist nun mit Palmen bepflanzt. Sogar der Friedhof wurde zerstört, mit schweren Maschinen umgepflügt und ebenfalls mit Palmen bepflanzt! Einige Bewohner hätten unter grösster Gefahr nach den Knochen ihrer dort beerdigten Angehörigen gesucht.

Am Abend liessen wir die Erlebnisse des Tages Revue passieren, verlasen Grussbotschaften aus den USA, Kanada und Europa und hörten uns die Zeugnisse der Vertriebenen an. Die Campesinos erzählten davon, wie sie ihr Land verloren hatten, wie sie auf verschiedenste Arten unter Druck gesetzt wurden. Es seien vertraute von Carlos Castaño, damals Chef der AUC, gekommen, und hätten den Kleinbauern gesagt, dass Castaño all dieses Land brauchen würde, und dass sie deshalb verkaufen müssten. Alle Zeugen erzählen von Drohungen, Druckausübung, Einschüchterungen. Der Unterschied liegt lediglich darin, dass einige schneller verkauften als andere, und einige überhaupt nicht mehr verkaufen konnten, sondern Hals über Kopf fliehen mussten. Je härter die Drohungen wurden, desto billiger auch der Kaufpreis. „Wenn du nicht endlich verkaufst, verhandeln wir mit der Witwe“, wurde einem Campesino beschieden. Kaum jemand konnte das Land zu einem fairen Preis verkaufen, viele erhielten weniger als ursprünglich vereinbart. Anderen wurde Land und Wald zur Nutzung an einem anderen Ort versprochen, es waren jedoch leere Versprechungen. Alle diese erzwungenen Landverkäufe haben etwas illegales an sich. Die rechtliche Lage ist recht kompliziert: so gab es Kleinbauern und Siedler, die rechtmässige Besitztitel der Landreformbehörde hatten, anderen waren lediglich Besitzer durch de-facto Nutzung, Produkt der wilden Kolonisierung. Verschiedene private Fincas kamen später innerhalb des kollektiven Landtitels zu liegen. Die anwesenden Bauern versicherten uns jedoch, dass dies keine Konflikte schuf, da sie ja alle arme Bauern und Afrokolumbianer seien. Diese nun von den Behörden geltend gemachte Rechtsunsicherheit zwischen Privat- und Kollektivbesitz – die sich auch die Paramilitärs bei der illegalen Landaneignung zu Nutzen machten – ist für die Campesinos die ihr Land verloren haben nebensächlich. Auf jeden Fall wurden sie unter Drohungen und auf illegale Weise um ihr Land gebracht, genau gleich wie die Afrokolumbianer, die von ihren kollektiven Landtiteln gewaltsam vertrieben wurden. Das meiste dieses illegal angeeigneten Landes ist nun mit Palme bepflanzt. Das Problem geht aber noch weiter: selbst wenn diese Ländereien den Besitzer legal gewechselt hätten, wäre der Vorgang nicht Rechtens: da die meisten Titel (individuelle wie kollektive) unter dem Konzept der Agrarreform an mittellose Bauern und Afrokolumbianer vergeben wurde, ist ihr Verkauf an Grossgrundbesitzer und Plantagenunternehmen gesetzlich verboten, um die erneute Besitzkonzentration zu verhindern.



Ein ehemaliger Arbeiter von Urapalma erzählte uns von betrügerischen Machenschaften der Plantagenunternehmen. Eines Tages hätte ihm das Unternehmen vorgeschlagen, sich in einer Art Kooperative mit anderen Arbeitern zusammenzutun und selber Palme anzupflanzen, und die Früchte dann dem Unternehmen zu verkaufen. Dazu werde er vom landwirtschaftlichen Investitionsfonds FINAGRO subventionierte Kredite erhalten, das so genannte ICR, speziell für Kleinbauern geschaffen. Er erzählte, sie hätten sich dann organisiert, erste Kredite aufgenommen und Investitionen getätigt, aber die Kreditsubvention hätten sie nie erhalten. Aber dafür habe die Bank ihm mitgeteilt, dass er hohe Schulden habe, die er selber gar nie eingegangen sei, wie er beteuert. Er habe dann gemerkt, dass seine Unterschrift in mehreren Fällen gefälscht worden sei, und das Unternehmen die Kleinbauern missbraucht habe, um an die Subventionen zu gelangen. Ihnen gebe nun jedoch weder FINAGRO noch die Bank Recht, und er befürchte seinen wenigen Besitz wegen dieser unbezahlbaren Schulden zu verlieren.



Eine Delegation die vom Jiguamiandó, dem Nachbarfluss angereist war, erzählt, wie der Lärm der Maschinen immer grösser wird. Sie wüssten nicht genau, ob es Motorsägen oder andere schwerere Maschinen seien, aber es sei spürbar, wie es täglich näher komme. Die Zerstörung des Waldes sei schon sehr nahe an eine der humanitären Zonen des Jiguamiandó herangerückt.

Nach einer ruhigen Nacht standen wir so um 5.30 Uhr auf und gingen in einem Bach baden. Später gab es noch einmal ein Treffen mit allen Anwesenden, wo die Equipe von Justicia y Paz erklärte, dass die meisten Begleitpersonen nun an ihre Herkunftsorte zurückkehren würden, aber dass wir von unseren Heimatländern aus diesen Rückkehrprozess begleiten und unterstützen würden. Als wir gegen 8 Uhr aufbrechen wollten, sahen wir bei der humanitären Zone mehrere Soldaten. Sofort gingen wir dorthin. Der Offizier verlangte den Menschenrechtsombudsmann zu sprechen, und fragte in einer entwaffnenden Unschuldigkeit, wie es den Leuten gehe, weshalb niemand den Gesundheitsposten in Anspruch genommen habe, und wo die Grenze der Finca von Don Enrique verlaufe, damit sie wüssten, wo sie die Sicherheit zu gewährleisten hätten. Der Defensor antwortete sehr freundlich und bestimmt, dass die Rückkehrer im Moment keine Hilfe benötigen würden, aber dass er sicher sein könne, dass sie sich bei Bedarf an die Armee wenden würden. Es wurde den Armeeinghörigen dann nochmals die Grenze der humanitären Zone und deren Sinn und Zweck erklärt, und auch auf den Umstand hingewiesen, dass alle zuständigen Stellen – auch die 17. Brigade, zu der die Soldaten gehörten – umfassend informiert worden waren. Er wies darauf hin, dass die Armee die humanitäre Zone nicht betreten dürfe, und dass er die Kommandanten der Brigade nochmals orientieren werde. Nach etwa 20 Minuten zogen sich die Soldaten langsam zurück. Obwohl das Gespräch sehr freundlich war, war doch klar, dass die Armee mit ihrem Auftauchen in der humanitären Zone die Leute einschüchtern wollte, was ihnen auch tatsächlich gelang. Nach einer kurzen Evaluation des soeben Geschehenen und einer Rede des Menschenrechtsombudsmannes verabschiedeten wir uns definitiv von den Rückkehrern. Es waren sehr ergreifende Abschiedszenen, die Leute hatten uns in diesen knapp drei Tagen sehr stark ins Herz geschlossen, und fühlten sich nun wohl etwas alleine gelassen. In die guten Wünsche an uns mischten sich auch einige eilig geäußerte Befürchtungen über die weitere Sicherheit. Schweren Herzens brachen wir also los, und mussten zuerst mal unter eine brennenden Sonne gegen zwei Stunden marschieren, da der bestellte Pick-up uns nicht abholte. In einem Wettrennen gegen die Zeit erreichten wir schliesslich in letzter Minute den Flug nach Bogotá.

Fazit und Ausblick

Diese Gemeinschaft bei ihrer Rückkehr begleiten zu können, war ein eindrückliches, unvergessliches Erlebnis. Den Mut und die Würde dieser Afrokolumbianer zu spüren, hat uns auch viel Kraft und Zuversicht gegeben, um die Arbeit von der Schweiz weiterzuführen. Sie hat auch viel zum Verständnis der Prozesse beigetragen, ist es doch sehr wichtig, das in den *denuncias* gelesene durch die eigene Erfahrung zu bestätigen. In diesem Sinne haben uns diese drei Tage ein Kompletprogramm an Provokationen und Bedrohungen geboten, wenn auch aus „Respekt“ vor uns Begleitern alles in recht harmloser Form. So war die permanente Beobachtung und Kontrolle überall spürbar, die Paramilitärs führen entgegen der Regierungspropaganda noch Strassenkontrollen durch, der Staat ist gegenüber der lokalen Macht der Palmenunternehmer machtlos oder willenlos, und die Armee sichert die illegalen Landnahme und Monokulturen ab. Seit der Rückkehr dieser Familien sind fast zwei Monate vergangen, und trotz schwerer Drohungen haben sie ausgeharrt. Dies ist zweifelsohne ein grosser Erfolg, geht doch der Landraub gemäss jüngsten Presseberichten ungebremst weiter, während sich die letzten paramilitärischen Einheiten des Bloque Elmer Cárdenas „demobilisieren“. Es ist zu hoffen, dass dieser Rückkehrprozess ausgebaut und die humanitären Zonen im Curvaradó und im Jiguamiandó gestärkt werden können.

Zweiter Teil

Retorno a Curvaradó

De Germán Linares

El viaje que Stephan Suhner y yo, en nombre de ASK, realizamos por Colombia, fue realmente una experiencia única, especial y muy impresionante por las situaciones vividas, los lugares visitados, por la gente que conocimos y sobre todo, por la circunstancia y la perspectiva especial desde la cual abordamos la “experiencia macondiana”. Es sobre el Urabá y el Retorno al Curvaradó sobre lo que trata mi relato. El punto al que mis sentimientos, retrospectivamente, se van a referir.

El día señalado para el viaje, nos encontramos con gente de otros grupos en el aeropuerto de Medellín y de allí volamos hacia Apartadó. El vuelo desde Medellín es corto (unos 25 minutos). Al cruzar la cordillera el paisaje cambia; se hace más verde aún y de un verde más intenso y compacto. La cordillera desciende hacia el oeste vertiginosamente, se ven los ríos ocres, meandrosos y caudalosos corriendo rumbo al Pacífico, el terreno allá abajo se hace poco a poco más plano y equilibrado y de pronto comienza uno a ver las inmensas extensiones de cultivos de banano, uno sabe que ya se encuentra sobre la región de Urabá.

El avión comienza a descender....aterriza en medio de un mar de platanales. Descendemos del avión y un vaho caliente y humedo nos envuelve repentinamente. Al dirigirnos hacia la aduana en donde se hace un control estricto de documentación, tiene uno la sensación de encontrarse en zona de guerra. Mucho movimiento, mucho verde, no solo de la vegetación y los platanales sino también de los uniformes militares que se ven por todas partes. Unidades especiales de la policía, armados hasta los dientes y con caras de haber ya vivido combates y experiencias de guerra, descienden de un avión militar y se montan, con todos sus equipos, en un bus. Nosotros, después de haber pasado los controles, tomamos un taxi que nos llevó a Chigorodó donde nos encontramos con el resto de la gente y de allí, partimos en bus rumbo a Belén de Bajirá.

Ya en Bajirá, en casa de don Enrique Petro, hay tensión, todos somos conscientes de donde nos encontramos, de el acto que vamos a realizar, de los hechos que han precedido nuestra llegada, de lo sucedido anteriormente. Belén de Bajirá es un reducto paramilitar, son ellos quienes mandan y deciden muchas de las cosas que allí suceden. Y eso se siente. La atmósfera es pesada, agobiante y es claro que no es únicamente producto del clima. Había una cierta tensión general que se reflejaba en la expresión de los rostros de la mayoría.

La marcha a través del pueblo, la llegada a Brisas, la espera interminable para cruzar el río, un pequeño puerto lleno de gente, familias, niños, muchos hombres, militares y nosotros, sobre quienes las miradas estaban posadas. El tiempo transcurriendo muy lentamente y la permanente sensación de ser observado. Tensión en el ambiente, el aire, enrarecido, pesado y no sólo aquí, también en Bajirá, en toda la región. Uno sabe que no se encuentra precisamente en el paraíso y esto se siente casi de manera permanente. Se siente el horror, el miedo, la desconfianza, la amenaza latente, la parca rondando muy, muy cerca.

El regreso a Bajirá y la sensación de frustración por no haber podido llegar a nuestra meta, ya que con el lanchón no fue posible cruzar (aun a pesar de que el cruce ya estaba arreglado con las autoridades civiles y militares).. El saber que nuestra acción choca con fuerzas oscuras y poderosas, pero aun a pesar de eso manteniendo la esperanza y confiando que al otro día lo lograremos, sea como sea!

La noche en el pueblo, presencia militar, policial, la permanente sensación de ser observados por ojos no muy amigables, algo a lo que hay que intentar acostumbrarse. Noche de sueño corto. Ruidosos vallenatos madrugadores que nos tienen en vela desde las cuatro y media de la mañana. Desayuno a las seis y diluvio bíblico que se suelta durante horas. En cuestión de minutos, las calles del pueblo se convierten en riachuelos por donde el agua corre. Por fin baja un poco en intensidad y arrancamos de nuevo, tomando otra ruta, pasando por zonas de congregación paramilitar (Pavarandó), donde uno les vé, muy cerquita, con sus uniformes y

armas y se recuerdan las macabras historias a las que deben su fama y su poder. Afortunadamente en la caravana el ambiente es animado, se canta, se ríe. Se siente más resolución de parte de todos, más solidaridad, la conciencia de que somos un grupo grande y de que lo que hacemos es lo correcto. La obligada noche de reflexión nos ha dado nuevas fuerzas. Por fin llegamos después de entrar en el mar de palma africana, de pasar alternativamente por donde hay paras, militares, paras, militares...y la carpa de circo instalada por el ejercito ya llegando a la finca de don Petro, con el pomposo nombre de "Puesto de salud", dizque para atender las necesidades de los que retornan. Ja! Ya al día siguiente, del famoso puesto de salud no quedaba más que la carpa.....vacía. Que cortas y efímeras son las necesidades del pueblo!

Ya en la zona, congregados, felices de haberlo logrado, nos damos a la tarea de organizarnos. Comer, instalar carpas, reunirnos y ultimar los pasos a seguir durante el resto de la tarde. Crear la zona humanitaria, cortar palma como símbolo de recuperación de la tierra, después un grupo partiría hacia Andalucía, o lo que queda de lo que alguna vez fue un pueblo, arrasado por la fiebre de la palma y el reino del miedo, del terror. Otros, se dirigieron a Brisas a esperar la llegada de otras personas. El resto, nos quedamos en la finca. Fueron dos horas tensas de espera, de sabernos disgregados, deseando no pasara nada malo.

Afortunadamente todos regresaron bien, ya era de noche. De nuevo estábamos todos juntos. Comimos, nos reunimos, hablamos, escuchamos y cantamos. El ambiente era relajado, sabíamos que ya estábamos ahí y que no nos sacarían así nomás. Al día siguiente, un grupo grande de acompañantes partíamos pues había que regresar a Bogotá. La salida se retrasó. Primero debido a la presencia de militares y "civiles palmicultores" en la zona humanitaria con los que hubo que hablar y aclararles que su presencia en propiedad privada no era bien recibida. Ellos con argumentos tales como que querían ver que necesitábamos, que nos hacía falta. Después una larga discusión en el grupo, testimonios de campesinos, el tiempo pasaba y debíamos partir. El bus que había quedado en recogerlos no llegó. Entonces hubo que caminar. Había que llegar a Brisas, cruzar el río y encontrar transporte para poder llegar a tiempo a Apartadó para no perder el avión. Una carrera contra el tiempo sabiendo que era una carrera de "obstáculos". La emotiva despedida entre los que partíamos y aquellos que se quedaban. Tristeza, sentimientos de impotencia y preocupación por dejarles allí, en un lugar de esperanza rodeado de peligros y amenazas. Al final llegamos justo a tiempo al Aeropuerto para encontrarnos con que el avión procedente de Medellín venía con retraso (¡!).

Esta experiencia, aparte de lo intensa y vital que ha sido, nos ha permitido verificar y ver con nuestros ojos lo que sucede en muchas regiones de Colombia. Lo que para nosotros fue una experiencia "pasajera", en el sentido de que tan sólo fueron tres días, es para la mayoría de los campesinos y de la gente de la región algo "cotidiano", que tienen que vivir día a día. La incertidumbre, el miedo, las amenazas, el ambiente hostil y agresivo, las muertes, los desplazamientos y las desapariciones forman parte de esta "cotidianidad". Uno se da cuenta de que en la capital se vive en una especie de "esfera" que aísla, que no permite medir los alcances de la realidad. Esfera que actúa como filtro y que nos permite enterarnos de lo que sucede realmente en nuestro país.

Impresiona el hecho de que aun viviendo en medio de tan adversas circunstancias, la gente, los campesinos, no pierden la esperanza, el deseo inmenso de vivir. De que aun en estos lugares no falta el calor humano, la hospitalidad y el deseo de compartir. Y es allí donde se es más consciente de lo que son los derechos humanos, de lo que es la diferencia entre justicia e injusticia y de que la lucha y las reivindicaciones de esta gente son justas y por esto es que hay que seguir apoyando estas causas, hay que seguir acompañándoles, NO hay que dejarles solos en su lucha.

Para mí, como colombiano, ha sido una experiencia dura, porque nunca antes había abordado la realidad de mi país desde esa perspectiva, aunque al mismo tiempo ha sido una experiencia maravillosa, sobre todo por los valores y la cualidad humana que se encuentra en mucha gente, que aunque nada tengan, lo ofrecen todo. Experiencia que me ha permitido

reconfirmar aquello que siempre he considerado como característico de nuestro pueblo: las ganas de vivir, la hospitalidad, la alegría aun en medio de las circunstancias más adversas.....aún a pesar de aquellos que prefieren el odio, la muerte y la violencia.

Germán Linares, Berna, Mayo del 2006